

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet
von
Joseph Lehmann.

57. Jahrgang.

Herausgegeben
von
Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 9.

Leipzig, den 25. Februar.

1888.

Jeder unbefugte Abdruck aus dem Inhalt des „Magazins“ wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Inhalt:

Moderne Schulfragen. 2. Die Ueberbürdungsfrage. Von Johannes Flach. 125.
Ungarische Volkslieder. Verdeutsch von Max Farkas. 127.
Ch. Baudelaire. (Louis de Hessem.) 128.
Arthur Schopenhauer. (Schluss.) (R. von Koeber.) 130.
Robert Hamerling: Homunculus. (Oskar Linke.) 134.
Die Stuarts. (A. Berghaus.) 135.
Der nächste deutsch-französische Krieg. (A. Bölte.) 137.
Litterarische Neuigkeiten. 138.
Anzeigen. 140.

Moderne Schulfragen.

Von Johannes Flach.

2. Die Ueberbürdungsfrage.

Es ist bekannt, dass ein großer Teil der Eltern in Deutschland in fortwährendem Kampf gegen die Lehrer ihrer Schüler und gegen die Schulgesetze sich befindet. Dass dies außerordentlich törichte Eltern sind, braucht nicht bewiesen zu werden. Untersucht man die Stände, aus denen sich diese vorzugsweise rekrutieren, so sind es hauptsächlich subalterne Beamte, Parvenus und Rentiers, die selbst eine schlechtere Erziehung durchgemacht haben und den sittlichen Einfluss der Schulpädagogik nicht zu erfassen vermögen. Seltener wird man unter den studierten Beamten so geartete Väter finden, am seltensten unter den höheren Beamten. Dass sogar ein elsässischer Staatsanwalt öffentlich gegen die Ueberbürdung aufgetreten ist, muss man dem Eifer väterlicher Liebe zu Gute rechnen: es war eine Verirrung. Im System nachsichtiger Eltern liegt es, ihre Söhne gegen fast Alles aufzureizen, was die Schulverordnungen gebieten. Soll der Schüler noch nicht rauchen, so kaufen die Väter ihm selbst Zigarren und Zigarretten, soll er nicht in Wirtschaftshäuser gehen, so geben sie ihm Geld zu Bier u. s. w.

Es braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, dass in diesen Kreisen auch die Theorie der Ueberbürdung entstanden ist, die zu den größten pädagogischen Seltsamkeiten gehört, welche die Neuzeit ausgeheckt und mit denen man den Lehrern das Dasein und die Tätigkeit erheblich erschwert hat. Die Frage kam auf, wie ein Meteor, und war eng zusammenhängend mit der Bequemlichkeit, der Selbstzufriedenheit und dem Wohlleben, welche durch den glücklich verlaufenen deutsch-französischen Krieg und die nach Deutschland gekommenen Milliarden überall in den Vordergrund traten. Wie wenig Berechtigung sie hatte, war in Fachkreisen von Anfang an bekannt und kam allmählich auch zum Verständnis der besseren Laienwelt.

Diejenigen, welche in dieser Frage am schärfsten vorgingen, schienen überhaupt von dem Grundsatz geleitet zu werden, dass bei einem ordentlichen Unterricht in der Schule häusliche Arbeiten überflüssig sind. Selbst wenn diese These richtig wäre, würde die Schule die Aufgabe bekommen müssen, den Schülern häusliche Arbeiten aufzuerlegen, da die Eltern doch in große Verlegenheit kommen würden, wenn ihnen nun mehrere Knaben, zumal solche in den Flegeljahren, die schon in langen Schulferien schwer zu ertragen sind, beschäftigungslos herumliegen sollten, da nicht alle Knaben sich selbst zu beschäftigen im Stande sind. Da nun die Trägheit der Anfang jedes Lasters ist, so dürfte eine solche Freiheit von häuslichen Arbeiten im hohen Grade entsittlichend einwirken, was die Eltern selbst sehr bald zu ihrem Schrecken gewahren würden.

Die These, dass durch einen guten Unterricht die häuslichen Arbeiten überflüssig werden, ist aber gar nicht richtig, da gewisse zusammenhängende Arbeiten notwendig im Hause angefertigt werden müssen. Hierzu gehören zuerst die fortlaufenden Präparationen der griechischen, lateinischen und

Nur wenn sie knistert, erwärmet die Glut,
Ehrlich zu leben, das tut mir nicht gut;
Stehlen und Tauschen, drauf bin ich erpicht...
Wär' ich ein Heiliger, tät' ich es nicht!

Gnadenkirchlein.

Ein Mäd'el sah ich dort drüben im Tal,
Vorm Kirchlein war es gesessen —
Das Kirchlein erglänzte im Sonnenstrahl,
Das Mädchen sah ich ein einzig Mal,
Und kann es nicht vergessen!

Von Matra weht ein rauher Wind.

Von Matra weht ein rauher Wind,
Dass mir das Blut im Leib gerinnt;
Wo find' ich in so kalter Nacht
Was mich erwärmt, was mich entfacht?

He, Wirtin, auf, lass mich ins Haus,
Vor Frost und Durst halt' ich's nicht aus!
Und sag, hast du recht guten Wein,
Und ist noch wach dein Töchterlein?

Ist wach dein schönes blondes Kind,
Dess blaue Augen Himmel sind,
Dess rote Lippe, wenn sie lacht,
Die Morgenröte neidisch macht?

Schau, Mädchen, so verschlafen nicht!
Sieh lieber dreist mir ins Gesicht,
Und schenk' die Kanne schäumend voll,
Und nimm der Küsse reichen Zoll!

Juchhei, juchhei! Auf Ehr' und Treu,
Den Weg hieher ich nicht bereu!
Ein warmer Herd, ein guter Trunk
Und fest im Arm ein Mägdlein jung!

Wenn es dem Mädchen nicht missfällt,
Dass es mein Arm umschlungen hält,
Und wenn mir lacht sein roter Mund,
Gleicht Keiner mir im Weltenrund!



Ch. Baudelaire.

„Dies Buch ist nicht für meine Frau, auch nicht für meine Töchter oder meine Schwestern geschrieben worden, ebensowenig wie für die Frauen, Töchter und Schwestern meiner Nachbarn. Ich überlasse dieses Amt Jenen, die ein Interesse daran haben ein Gemisch von schönen Handlungen und schönen Redensarten dem Leser vorzusetzen.

„Ich weiß wohl, dass der Verehrer eines schönen Stils sich leicht dem Hass der Menge aussetzt; aber kein Respekt vor dem Menschentum, keine falsche

Scham, keine Parteigruppierung, keine allgemeine Stimmabgabe kann mich zwingen das unvergleichliche Patois unseres Jahrhunderts zu reden und aus meinem Tintenfass eine Fundgrube von tugendvollen Phrasen zu machen.

„Berühmte Dichter haben schon seit langem die blühendsten Provinzen der poetischen Domäne unter sich geteilt. Es schien mir spaßhaft, einmal die Schönheit des Schlechten darzustellen, und der Versuch dünkte mich um so angenehmer, als er mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Dies Buch, das im Grunde genommen unnütz und ganz und gar unschuldig ist, wurde zu keinem anderen Zwecke geschrieben als um mir Unterhaltung zu verschaffen und meinen Geschmack, den das Hindernis reizte, zu bilden.

„Einige haben mir gesagt, dass diese Dichtungen Unheil anrichten könnten: ich habe mich darüber nicht gefreut. Andere wieder, brave Leute, gaben mir die Versicherung, dass sie vielleicht von guter Wirkung sein könnten, nun, ich habe mir darüber ebensowenig Kummer gemacht. Die Furcht der Einen wie der Andern hat mich gleichermaßen in Erstaunen gesetzt und mir nur einen neuen Beweis dafür erbracht, dass unserem Jahrhundert alle die altbewährten Vorstellungen von dem wahren Geist und Wesen der Litteratur vollständig aus dem Gedächtnis entschwunden sind . . .“

Diese Zeilen, in denen sich die bitterste Ironie und die höchste Geringschätzung des Dichters vor dem Publikum ausspricht, leiten den Band ein, der die nachgelassenen Schriften und den unveröffentlichten Briefwechsel Ch. Baudelaire's*) enthält. Anfangs für die Vorrede der zweiten Auflage der „Fleurs du Mal“ bestimmt, die wegen Sittenverletzung verfolgt und verurteilt wurden, geben diese Zeilen uns einen höheren Maßstab für die gesamte Natur- und Charakteranlage dieses sündlosen Dichters, der, so lange er lebte, unverstanden und unglücklich war, dem jedoch bald nach seinem vor zwanzig Jahren erfolgten Tode die höchste Vergötterung zu Teil ward. Mehr als jeder Andere war er berechtigt jene Worte zu äußern, die in einer anderen seiner Vorreden stehen; gleichfalls für diese Gedichtsammlung geschrieben, blieb auch sie bisher unveröffentlicht, weil der Verleger, bei dem Baudelaire gewöhnlich seine Werke erscheinen ließ, Bedenken trug sie zu drucken. „Wenn es irgend welchen Ruhm bedeutet,“ heißt es da, „gar nicht oder nur halb verstanden zu werden, dann kann ich ohne Ueberhebung sagen, dass ich diesen Ruhm durch dieses kleine Büchlein mit einem Schlage erworben und redlich verdient habe.“

Das vorliegende Werk, das dem Gedächtnis Charles Baudelaire's gewidmet ist, wird viel dazu

*) „Oeuvres posthumes et correspondances inédites de Ch. Baudelaire“ recueillies et publiées par Crépet. Un vol in 8. de CIV. 333 pages avec portrait et facsimile (Maison Quantin).

beitragen den mystischen Dichter verständlich zu machen, ohne dass es ihm jedoch dem Denkvermögen der großen Menge näherbringen wird. Ganz besondere Hervorhebung verdient die pietätvolle und gewissenhafte Arbeit, deren sich Crépet sowohl als Biograph wie als Herausgeber unterzogen hat: er ist bemüht geblieben alles Das auszuscheiden, was der erhabenen Gestalt des Schöpfers der „Paradis artificiels“ zum Schaden gereichen konnte, ebenso ist alles vermieden, was einen Skandal hervorbringen und den Erfolg des Buches zu einem zweideutigen machen konnte. Seinen Bemühungen ist es zu danken, dass wir ein Werk besitzen, dem der rein wissenschaftliche Charakter gewahrt blieb, während wir bei einem weniger feinfühligem Herausgeber Gefahr liefen, eines jener Enthüllungs-Monstra zu erhalten, wie sie, sehr zum Schadeu der davon Betroffenen, nach dem Hinscheiden berühmter Schriftsteller fabriziert zu werden pflegen.

Baudelaire tritt uns in seinen hinterlassenen Schriften ebenso rein, ebenso groß und ebenso edel entgegen, als es seine schon bekannten Werke ahnen ließen. Was uns hier geboten wird sind dramatische Fragmente, Novellen- und Romanskizzen, und einige Blätter aus einem intimen Herzenstagebuch unter dem Titel „Fusées“ und „Mon Coeur mis à nu“. Es sind Gedankenspähne, Sätze, einzelne Satzteilchen, von der Stunde geboren und unter dem Eindruck der jeweiligen Stimmung aufs Papier geworfen. Alle Gebiete werden hier gestreift und es ist nicht schwer an der Tatze den Löwen zu erkennen. Baudelaire giebt sich in diesen Blättern wie er ist und man kann dabei die merkwürdige Beobachtung machen, dass der Baudelaire im *Negligée* ganz derselbe Baudelaire ist, als der er sich uns in großer Toilette zeigt; dieselben Eigenschaften, die ihm dort auszeichnen, treten auch hier kenntlich hervor: erhaben, tief und von leidenschaftlicher Begeisterung für sein Ideal bleibt er für alles Andere unzugänglich, wenn er vor diesem Ideal anbetend auf den Knien liegt. Eine glühende Glaubensfreudigkeit atmet aus den Worten, in denen er von Gott spricht: „Gott ist das einzige Wesen, das, um die Regierung auszuüben, nicht einmal der körperlichen Existenz bedarf.“ Oder wenn er von der Religion sagt: „selbst wenn es keinen Gott gäbe, so bliebe doch die Religion an sich noch immer heilig und göttlich“. Für ihn ist die „Liebe die Sucht, sich einem hinzugeben. Die Liebe kann einen edeln Gefühle entspringen: eben jenem Gefühl des Sichhingebens, aber sie wird bald durch den Geschmack am Besitze korrumpiert.“ Und weiter: „Ich glaube, ich habe schon einmal in meinen Anmerkungen gesagt, dass die Liebe der Folter oder einer chirurgischen Operation gleicht. Aber dieses Gleichnis lässt sich noch weiter ausführen und in bitterster Weise variieren. Zugegeben selbst die beiden Beteiligten wären sehr in einander verliebt und gleicherweise von demselben Wunsche

beseelt, so wird doch der eine von beiden stets ruhiger bleiben und weniger von innerer Begierde gestachelt werden als der andere. Dieser oder diese ist der Operateur oder der Henker, jener das leidende Objekt. Hört Ihr diese Seufzer, die die schamlose Tragödie einleiten, hört Ihr dieses Stöhnen, diese unterdrückten Schreie der Lust, dieses Röcheln? Wer kann sich rühmen, diese Wollustäußerungen nicht schon einem andern erpresst zu haben? Und was findet Ihr denn Schlimmeres in der Anwendung der Folter, wenn sie von sorgsamem Henkersknechten ausgeübt wird? Betrachtet nur einmal diese verglasten Augen, die den starren Ausdruck eines Somnambulen zeigen, diese Glieder, deren Muskeln herausspringen und sich dann wieder zusammenkrampfen, als wären sie der Einwirkung des elektrischen Stromes ausgesetzt; die Trunkenheit, das Delirium, das Opium in ihren schlimmsten Verheerungen geben Euch keine beredteren, keine furchtbareren Beispiele an die Hand. Und das menschliche Antlitz, das ja Ovid für geschaffen hielt, um die Gestirne widerzuspiegeln, hier prägt sich nichts weiter auf ihm aus, als der Ausdruck einer tollen Wildheit, oder aber es erschlafft in einer Art von Totenstarre, denn ich würde mich einer Entweihung schuldig zu machen glauben, wenn ich für diesen Zustand der Entstellung das Wort Ekstase anwenden wollte. Grässliches Spiel, in dem der eine der Spieler die Herrschaft über sich selbst verlieren muss! . . .“

Es ist selbstverständlich, dass man in diesem tollen Sprühfeuer von Paradoxen Vieles auszuscheiden und unter dem Einzelnen eine strenge Auswahl zu treffen hat. Baudelaire liebt das Paradoxe, er ist beständig ein Dandy und ein Mystifikateur zugleich, beides im besten Glauben von der Welt, aber er gehört eben auch zu jenen Leuten, die, wie der Held des Harancourtschen Romans „Amis“, ihre Ansichten nach Formeln regeln, anstatt die Formeln aus ihren Gedanken zu abstrahieren. Ein interessantes Beispiel hierfür liefert uns die folgende Anekdote, die Crépet in seiner dem Bande vorge-schickten Biographie erzählt.

Eines Abends sitzt der Dichter der „Fleurs du Mal“ in einer Bierstube und erzählt irgend etwas — Haarsträubendes. Eine blonde Dame, die an demselben Tisch mit ihm sitzt, hört ihm mit großen Augen und offenem Munde zu. Plötzlich unterbricht sich der Erzähler und wendet sich mit den Worten an sie:

„Mein Fräulein, Sie, deren Haupt ein goldiger Aehrenkranz krönt, Ihr Haar ist so herrlich blond und Ihr offener Mund lässt so hübsche Zähnchen sehen, dass ich Lust hätte, Sie anzubeißen und, wenn es Ihnen sonst genehm ist, möchte ich mir erlauben, Ihnen auseinander zu setzen, wie ich Sie zu lieben wünschte. — Ich muss übrigens im Vorherein erklären, dass mir eine andere Form, Sie anzubeten, ziemlich albern

vorkommt. — Ich möchte Ihnen also die Hände zusammen binden und Sie dann an Ihren zusammengeschnürten Händen an der Decke meines Zimmers aufhängen; dann würde ich mich vor Ihnen auf die Knie werfen und Ihre nackten Füßchen küssen.“

Von Schrecken ergriffen springt die Blondine auf und entflieht. Und doch war es Baudelaire völlig ernst mit seinen Worten. Er hatte die Dame einen Moment hindurch wirklich an der Zimmerdecke hängend gesehen und er sprach darüber bis Mitternacht.

„Kleines Närrchen,“ sagte er endlich beim Fortgehen, „und ich hätte das doch so gern getan.“

Der ganze Baudelaire steckt in dieser Geschichte!

Der rührendste und erschütterndste Teil des ganzen Buches ist jedoch jener, der seine Korrespondenz enthält, die bisher noch nie veröffentlicht wurde und die Crépet in seiner Hand zu vereinigen gewusst hat. Sie besteht aus Briefen, die zwischen Baudelaire und Flaubert einerseits und Baudelaire und Souvary andererseits gewechselt worden sind, sowie aus jenen Briefen, die Mme Apick, die Mutter des Dichters, an den Schriftsteller Ch. Asselineau gerichtet hat; ein Anhang enthält die wichtigsten Briefe Baudelaires an Sainte-Beuve und an Poulet-Malassis, einen ständigen Verleger.

Wie wir schon weiter oben sagten, Baudelaire kann durch die Veröffentlichung dieser Schriftstücke, in denen sich uns sein hoher stolzer Geist und sein prächtiges edles Herz überall zeigt, nur gewinnen. Sein litterarischer Ruhm, der ihm heute wohl von keiner Seite mehr streitig gemacht wird, hat eine neue Bereicherung erfahren, und ist auch der Erfolg weniger geräuschvoll, so ist er dafür um so anhaltender und durchgreifender; denn jeder Einzelne, der dem Schöpfer der „Fleurs du Mal“ liebt, wird auch den Wunsch hegen, den Band seiner „Oeuvres posthumes“ zu besitzen.

Nicht genug Lob kann dem Herausgeber Crépet gespendet werden für die bis ins Kleinste gehende Sorgfalt, die er bei seiner Arbeit beobachtete und die eiserne Beharrlichkeit, mit der er das reiche Material zusammen getragen hat; ihr verdanken wir eine Biographie, die, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, ebenso einheitlich wie erschöpfend ist.

Paris.

Louis de Hessem.



Arthur Schopenhauer.

(Schluss.)

Die politischen Interessen seiner Zeit blieben Schopenhauer zeitlebens fremd. Vaterlandsliebe war ihm, der eigentlich keine Heimat hatte, ein gänzlich unbekanntes Gefühl. Nur an der deutschen Sprache nahm er den größten Anteil, und sah in ihr den einzigen entschiedenen Vorzug der Deutschen vor anderen Nationen und die vollkommenste unter allen lebenden Sprachen, in der man beinahe ebenso gut schreiben könne, wie im Griechischen und Lateinischen. Auch für Geschichte hatte er wenig Sinn gehabt. Sein ganzes Denken war auf das Ewige, Unwandelbare gerichtet. Die Geschichte, sagt er, sei das grade Gegenteil und Widerspiel der Philosophie, und der Philosoph erfahre vom Historiker nur was er auch ohne ihn gewusst hat: nämlich dass das Wesen des Menschen sich nie verändert. Während die Philosophie darnach trachtet, den ewigen Inhalt der Erscheinungen zu erkennen, oder zu verstehen, was da ist, wirklich ist, heute und immerdar, giebt sich die Geschichte lediglich mit Unwesentlichem ab, mit Individuen, die wie Schattenbilder oder Wolken im Winde bestandlos sind. Wer, sagt Schopenhauer, den Sinn der platonischen Ideenlehre wohl gefasst hat, dem werden die Weltbegebenheiten nur noch sofern Bedeutung haben, als sie die Buchstaben sind, aus denen die Idee des Menschen sich lesen lässt. Vom Standpunkt der Ideenlehre aus betrachtet, erscheinen die Begebenheiten der Weltgeschichte wie die Dramen von Gozzi, in welchen immer dieselben Personen auftreten, mit gleicher Absicht und gleichem Schicksal. Demnach wird für einen Philosophen ein Streit um Länder und Kronen kein größeres Interesse haben als ein Streit um Nüsse. In dieser rein objektiven Weise beurteilte Schopenhauer auch die Taten Napoleons, den er nicht hassenswerter oder strafbarer fand als alle die, welche denselben Willen, nur nicht mit derselben Kraft haben. „Dadurch, dass ihm diese seltene Kraft beigegeben ist,“ schreibt er im Jahre 1814, „hat Napoleon die ganze Bosheit des menschlichen Willens offenbart. Er ist nur ein gewaltiger Spiegel des Willens zum Leben.“ — Mit dem Ausbruch des Krieges 1813 floh Schopenhauer aus Berlin nach Rudolstadt. Hier in der Einsamkeit verfasste er seine erste philosophische Abhandlung, „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, mit der er in Jena den Doktorgrad erwarb. Diese Schrift enthält seine auf den Kantischen Idealismus sich stützende Erkenntnistheorie, und bildet gleichsam die Einleitung zu seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Nach einem kurzen Aufenthalt in Weimar, wo ihn Goethe in seine optischen Studien einführt, und Fr. Mayer mit der indischen Philosophie bekannt macht, geht Schopenhauer nach Dresden. Im Jahre 1818 voll-